

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

Markus 9,14-29

¹⁴Als sie zu den anderen Jüngern zurückkamen, sah er eine große Menschenmenge um sie herum und Schriftgelehrte mit ihnen streiten.

¹⁵Und sofort, als die Menschen ihn sahen, liefen sie alle aufgeregt zu ihm, um ihn zu begrüßen.

¹⁶Jesus fragte sie: „Was streitet ihr mit ihnen?“ ¹⁷Da antwortete ihm einer aus der Menge: „Meister, ich habe meinen Sohn zu ihnen gebracht; er hat einen stummen Geist, ¹⁸und wenn er ihn packt, durchschüttelt er ihn, er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen; und ich habe deinen Jüngern gesagt, daß sie ihn austreiben, aber sie konnten es nicht.“

¹⁹Jesus antwortete ihnen: "O du ungläubiges Geschlecht! Wie lange muß ich noch bei euch sein? Wie lange muß ich euch noch ertragen? Bringt ihn her zu mir!" ²⁰Und sie brachten ihn zu ihm. Als aber der Geist ihn sah: sofort riß er ihn hin und her, so daß er zu Boden fiel und sich schäumend hin und her wälzte.

²¹Jesus fragte den Vater: „Wie lange hat er das schon?“ Der sagte: „Von Kind auf. ²²Und häufig hat er ihn ins Feuer oder ins Wasser geworfen, um ihn zu töten. Aber wenn du kannst, erbarm dich unser und hilf uns!“

²³Jesus erwiderte: „Wenn du kannst? Alles kann, wer glaubt!“ ²⁴Sofort rief der Vater: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

²⁵Als Jesus sah, daß die Menge zusammenlief, drohte er dem unreinen Geist und sagte: „Du stummer und tauber Geist, ich befehle dir, fahr aus ihm heraus und kehr nie mehr zu ihm zurück!“ ²⁶Und der Geist schrie und riß ihn hin und her und fuhr aus. Der Junge aber war wie tot, so daß viele sagten: „Er ist gestorben!“ ²⁷Jesus aber faßte seine Hand und weckte ihn auf, und er stand auf.

²⁸Zu Hause aber fragten ihn seine Jünger: „Warum konnten wir ihn nicht austreiben?“ ²⁹Jesus sagte ihnen: „Diese Art kann nicht ausgetrieben werden außer im Gebet.“

Männer reden nicht über Gefühle, sie reden nicht über ihre Ängste, sie reden vor allem nicht über ihren Glauben. So will es das Klischee. Markus erzählt eine andere Geschichte (9,14-29). Es ist eine Vater-Sohn-Geschichte. Sie

handelt von großer Sorge und hohen Erwartungen, von starken Gefühlen und harscher Kritik, von enttäuschter Hoffnung und verzweifeltm Glauben. Sie zeichnet das Bild eines Vaters, der umgetrieben wird von der erschreckenden, rätselhaften, todesbedrohlichen Krankheit seines Kindes. Sie zeichnet das Bild von Jüngern, die helfen wollen, aber nicht können. Und sie zeichnet zum Glück ein Bild von Jesus, der an der Not, am Versagen, am Unglauben der Menschen leidet, aber sich nicht verbittert zurückzieht, sondern sich als der Barmherzige erweist, der Macht hat, zu helfen, und als der Vollmächtige, der all seine Fähigkeit einsetzt, um nur Barmherzigkeit zu erweisen.

Die Wundergeschichte, die Markus erzählt, ist in vielerlei Hinsicht ungewöhnlich. Ungewöhnlich ist schon die Ausführlichkeit, in der die Krankheitssymptome geschildert werden: Heutige Ärzte würden wohl auf Epilepsie erkennen, "Besessenheit" ist die Diagnose der Antike. Ungewöhnlich ist die didaktische Auswertung der Geschichte für die Jünger: Sie sollen am Beispiel Jesu lernen, wie man Dämonen austreiben kann. Ungewöhnlich ist aber insbesondere der Dialog zwischen Jesus und dem Vater des besessenen Jungen: Das Gespräch über Macht und Ohnmacht, über Glaube und Unglaube ist einzigartig im Neuen Testament. Nur noch im Hebräerbrief ist vom Glauben Jesu die Rede (12,2); in keinem anderen Satz der Bibel sind Glaube und Unglaube so dialektisch miteinander verbunden wie in dieser Wundergeschichte.

Der Vater spielt eine viel größere Rolle, als sie das Gattungsschema vorsieht. Gewiß: Die neutestamentlichen Heilungswunder stellen immer wieder die Begegnung zwischen Jesus und den Kranken in den Mittelpunkt. Diese Begegnungen scheinen viel wichtiger zu sein als die genauen Diagnosen und die therapeutischen Mittel. Typisch ist, daß die Kranken Jesus um Hilfe bitten, durch Worte (Mk 10,46-52) oder durch Gesten (Mk 5,25-34). Wenn die Kranken selbst es nicht können, müssen Helfer für sie einspringen. Dieser Fall liegt hier vor. Es bittet aber nicht eine Dorfgemeinschaft für einen der Ihren (Mk 8,22-26) oder ein Herr für seinen Knecht (Mt 8,5-13), sondern ein Vater für sein Kind, wie bei Jairus (Mk 5,21-53) und ähnlich bei der Syrophönizierin, die als Mutter für ihre Tochter eintritt (Mk 7,24-30). Der Vater leidet so sehr mit seinem Kind, daß er sich in die Heilungsbitte einschließt: "Erbarm dich unser und hilf uns!" Die Heilung des Kindes ist auch die einzige Rettung für den Vater.

Freilich wird es ihm besonders schwer gemacht, für seinen Sohn einzutreten. Es gehört zum Gattungsmuster, daß die Kranken auf dem Weg zu Jesus Schwierigkeiten überwinden müssen, sei es die Widrigkeit der Umstände (Mk

2,1-12), sei es die Abwehr der Jünger (Mk 10,46-52). Hier klingt das Motiv in psychologischer Intensität an. Zum einen wird das Unheimliche und Bedrohliche der Krankheit ausgemalt: die Plötzlichkeit der Anfälle, ihre Unberechenbarkeit und Wildheit, die gräßlichen Konvulsionen, die sich jeder Kontrolle entziehen, das Hinfallen und Wälzen auf dem Boden, der Schaum vor dem Mund, die tödliche Anziehungskraft von Feuer und Wasser. Alles, was der Vater erzählt, erleidet er mit. Zum anderen ist seine erste Hoffnung auf Jesus enttäuscht worden. Da er ihn selbst nicht angetroffen hat, ist er zu seinen Jüngern gegangen - und das Ergebnis ist ein öffentlicher Streit um ihr Versagen, das natürlich auf den Meister zurückfällt. Es ist deshalb nur zu verständlich, es ist durch und durch menschlich, wenn der Vater nicht etwa in der triumphalen Gewißheit eines unerschütterlichen Vertrauens auf den überragenden Wundertäter, sondern in zweifelndem Fragen und desto größerer Intensität um die Befreiung seines Sohnes von der dämonischen Qual bittet: "Wenn du kannst, erbarm dich unser und hilf uns!"

Jesus versagt sich nicht. Er geht auf die Bitte und auf den Zweifel ein. Er ist nicht nur herausgefordert, die Scharte des Jüngerversagens auszuwetzen. Er ist auch nicht nur genötigt, jenen Dämon zu verjagen, der sich des Jungen von Kind auf bemächtigt hat. Er will zugleich dem Vater helfen. Dazu bringt Jesus seinen eigenen Glauben ins Spiel: Weil Jesus in seinem ganzen Leben und Sterben von Gott her und auf Gott hin lebt ("Mk 14,36: "... nicht, was ich will, sondern was du willst!"), eben deshalb hat er die einzigartige Vollmacht, um die rettende, heilende, befreiende Kraft Gottes schon hier und jetzt zu entfalten.

An diesem Glauben läßt Jesus den Vater teilhaben. Dadurch löst er bei ihm die Erkenntnis seines eigenen Glaubens - und seines Unglaubens aus: seines menschlichen Unglaubens, der ihn an Jesus zweifeln ließ, und seines menschlichen Glaubens, der ihn Jesus um die Überwindung seines Unglaubens bitten läßt. Der Vater spricht es aus: Glaube und Zweifel sind nicht einfach Gegensätze; Glaube ist Bitte um Überwindung des Unglaubens. So entsteht ein Vorbild für die Jünger: ein Vater, der mit seinem kranken Kind leidet und alles tut, damit es gesund wird; ein Mann, der die Initiative ergreift und seine Grenzen erkennt; ein Mensch, der um seinen Unglauben weiß und mehr noch um Gottes Möglichkeit, den Zweifel in Hoffnung zu verwandeln.